

25]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Das fremde Daheim und ein Gruß aus der Ferne.

Allein blieb eigentlich der Vater Jakob nicht zurück in Altenmoos, wie die Angerl meinte. Es gab noch manche Leuten, die entweder in seinem Hause oder in den verfallenden Hütten und Hütten des Eughales wohnten.

Da war der alte Pechölbrenner Naz. Der hatte sich allmählig so fest beim Jakob eingeheimt, daß keine Rede mehr vom Fortgehen war und auch keine mehr vom Dableiben. Er machte stillwegs in allem, was Haus und Hof betraf, Gemeinschaft mit dem Bauer. „Unser Haus,“ sagte er, „unser Stubentisch, unser Bett. Und wie wird's unserm Friedel gehen beim Soldatenleben?“ Und einmal, als sie beide in sternenheller Nacht vom Felde heimkehrten, rief er aus: „Jakob, Jakob! Was wird's sein, wenn wir einmal im Himmel sind und unsere vier Weiber wieder haben!“

„Ich weiß mir nur eins,“ antwortete der Jakob, „die übrigen drei gehören Dein.“

„Ich denke,“ versetzte der Naz, „wir halten auf dem Erdboden herunter aus, so lang es geht.“

Da war im Reuthofe eine alte Magd, die beständig im Hause umherknurte, sich mit niemandem recht vertragen konnte, aber dem Jakob eine fleißige Hauswirthin abgab. Wo sie dem Gesinde zu gunsten der Vorrathskammer etwas abwaschen konnte, da that sie es, bis der Jakob zu ihr einmal die schneidigen Worte sprach: „Gardel! Beim Schlechtessen ist noch kein Bauer reich geworden, aber beim Gutarbeiten.“ Gegen den Hausvater getraute sie sich nichts dreinzureden, weinte aber nach einem Verweis von ihm die halben Nächte und drohte mit dem Davongehen oder gar mit dem Sterben. Und wenn sie sich dann vorstellte, wie sie daläge auf dem schmalen Brett und der Jakob hätte gar niemanden mehr auf der Welt, der ihn hege und pflege, da weinte sie noch mehr. Und ging nicht davon und starb nicht, sondern knurte und knauserte und arbeitete und hatte heimlich Erbarmen mit dem armen Jakob.

Da war der alte Luschel-Peterl. Dem hatte der Steppenwirth einmal eine Mücke in den Kopf gesetzt, und die wuchs sich nach und nach aus zu einer Hummel und endlich gar zu einem Vogel. Weil der Peterl, wie wir wissen, die Vogelstimmen so täuschend nachzumachen verstand, so sagte damals der Steppenwirth: „Vögel müssen weit umfliegen in der Welt, sonst hätten sie die Flügel umsonst.“ Flügel hatte der Peterl zwar keine, aber mit seinem Vogelgesang konnte er sich draußen in den Landwirthshäusern und in den Städten wohl ein besseres Brot erwerben und ein vergnüglicheres Leben führen, als in Altenmoos, wo ihn die Waldvögel mit seiner Kunst denn einmal nicht aufkommen ließen. Und eines Tages schnürte der Alte sein Bündel und wollte auf Kunstreisen. Der Jakob sprach ihm vergeblich zu, daheim zu bleiben und nicht auf fremden Straßen sein Lodbett zu suchen. Er nahm seinen Wanderstab. Da hub die Gicht an, ihm abzurathen; sie redete nicht, sie zwickte an seinem Fleisch, sie grub und bohrte in seinen Gebeinen und der Luschel-Peterl mußte sich auf die Ofenbank legen im Reuthof.

So lag und lauerte er seither die längste Zeit, im Sommer wie im Winter, und schlief oder pfliff. Aber welche Dalm- oder Laubblätter er sich auch auf die Zunge legen mochte, der helle Amselgesang, der liebliche Nachtigallenschlag wollte nicht mehr glücken, eher war's wie Raben- oder Eulenschrei, und die alte Gardel zeterte ihm wiederholt zu, er solle doch still sein mit seinem Gekrächze, er schrecke damit nur die Hühner und es sei ein Graus!

„Ja,“ knurte der Peterl. „Still sein, sagst? Alte, ich werd' Dir was pfeifen!“ Und pfliff. Er schnitt sich weder Haar noch Bart, und sein Haupt war wie der Kopf eines weißen Pintschers. Allmählig wurde er sehr schwerhörig, wollte es aber nicht merken lassen, sondern nickte stets bestimmend den Kopf, wenn er sprechen sah, und als die bissige Hauswirthin einmal zurief: „Peterl, Du bist ein altes Schaf!“, nickte er auch. —

Da war im Reuthofe ein Junge, ein Waisenknaube, den der Jakob nach dem Verluste des Jaderl's einer durch's Land ziehenden Dörcherbande abgenommen hatte. Dieser Junge hatte fuchsröthes Haar und einen schiefen Blick. Die Leute hießen ihn darob gerne den „Nothschiagl“, was aber der Jakob nicht leiden wollte. Der Hausvater war gegen den halberwachsenen unbehilflichen Burschen besonders gut und schenkte ihm Vertrauen. „Auf den Ferdinand muß man recht acht geben,“ sagte er einmal zum Naz, „daß er nicht schlecht wird.“

„Warum soll denn der Ferdinand schlecht werden?“ fragte der Naz, „ist ja ein guter Bub.“

„Er hat rothes Haar und schielt,“ sagte der Jakob. „Bist Du auch so Einer, der auf solche Sachen schaut?“ versetzte der Naz.

„Freilich,“ antwortete der Jakob. „Leute, die ein unangenehmes Aussehen haben, sind in größerer Gefahr, schlecht zu werden, als andere. Unter rothem Haar und Bart ist selten gute Art, heißt's, und ein schielend Aug, ein falsches Herz.“

„Und meinst also, Bauer, daß gerade falsche Leut' gern schielen?“

„Umgekehrt, Naz, schielende Leut' werden falsch. Sie werden dazu getrieben. Ist einer als Kind noch so brav, wenn er schielt, rothes Haar hat, ist kein Vertrauen zu ihm, nur Verdacht, er muß zu allem Schlechten fähig sein. Fällt irgendwo etwas vor, wer kann's gethan haben? Die Schielende. Denkt sich der: Wenn sie mir's ohnehin zeihen, warum soll ich's nicht auch thun? Mein Bravsein ist ja nichts werth, sie geben nichts dafür. — Ich habe mir oft gedacht, die Schönheit im Menschen soll man nicht gering achten, sie ist auch eine Gnade Gottes; je schöner einer ist, desto leichter wird ihm das Bravsein gemacht. Trotzdem meine ich, wir sollten es auch dem Ferdinand nicht zu schwer machen.“

„Wird wohl schier richtig sein, Jakob“, sagte der alte Naz.

Der Ferdinand war in der That ein stiller, gutmüthiger Junge, und Jakob meinte, es wäre zur Dankbarkeit dafür, daß er dem Stromerleben entrisen und einer Heimständigkeit zugeführt worden sei. Der Ferdinand konnte sich aus Stromerleben aber kaum mehr erinnern, nur daß er — dem jetzt zwar nichts mehr fehlte — ein behagliches Gefühl hatte, wenn er an Sonntagen draußen in Sandeben einen Genbarmen sah, denn da fiel ihm allemal ein: warme Kammer und fattedessen. — So oft die Leute den Ferdinand „Nothschiagl“ hießen, nannte ihn der Jakob einen braven Burschen. —

Da war endlich im Hause eine junge, zwerge Dirn, die sehr täppisch that und fortwährend lachte. Eine Tochter vom Guldeisner, wollten die Leute wissen. Es stimmte vieles dafür. Die zwerge Dirn war so bestellt, daß sie sich ihr Brot nicht verdienen konnte, sondern als Einlegerin (Pfründnerin) hin und her geschummelt wurde in Altenmoos. Die Schätze hat der Guldeisner mitgenommen, die Lasten hat er dagelassen. Ein wahrer Jörn kam dem Jakob manchmal bei diesem Gedanken, aber der armen Dirn ließ er nichts entgelten. Sie ist ja nicht die einzige; die rüstigen Leute gehen alle davon und die „Hascherln“ bleiben alle da und der Reuthof, wo die Alten und Bresthaften Unterstand suchen, gleicht schier einem Armenhause. Der Kampelherr zahlt wohl seinen Betrag für das Siedenhaus in Krebsau, welchem die Pfründner von Altenmoos zugetheilt waren; aber die Armen von Altenmoos meinten, sie wollten nicht in die Glendfabrik, da sei ihnen ihr eigenes Kleingewerbe von Jammer und Noth daheim noch lieber. Der Jakob seufzte unter den traurigen Lasten und behielt die Leuten, wenn sie nicht im Betteln umgingen, bei sich.

Mit der zwerge Dirn hatten die Einwohner des Reuthofes mancherlei Ergößen. Die Voshafteren foppten und narreten sie und machten sie zum Stichblatt von allerhand Schalkheit. Sie saß jedem auf und schüttelte sich dann vor Lachen. Wenn sie sich ausgelacht hatte, dann weinte sie über ihre Dummheit. Jedem klagte sie ihre große Dummheit, sowie andere ihren Kopfschmerz, ihre Gicht klagen. Der Naz fand sie eines Tages schluchzend am Brunnen stehen. Der Schuster war im Hause und hatte die zwerge Dirn ersucht, den schwarzen Pechlappen rein zu waschen. Bereits hatte sie eine ganze Stunde daran ihre Hände rind gerieben und der Lappen

wurde immer noch spröder und schwärzer. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie möglicherweise wieder die Gefoppte sei und so klagte sie dem herbeikommanden Naß, daß sie halt gar so viel einfältig wäre und ob es denn kein Mittel gebe gegen ihre Dummheit?

Der Alte mochte sich an den Spruch erinnern, daß Erfahrung klug mache und weil ihm ein Volkswitz einfiel, so sagte er zur zwerdigen Dirn: „Ein Mittel thäte ich wohl wissen, daß Du gescheit würdest.“

„Das wär ein Glück!“ rief die Dirn und schlug ihre Hände zusammen, daß der Pechlappen quatschte und ihr wie dem Naß daraus das Wasser ins Gesicht sprang. „Wird aber wohl gewiß recht hart zu haben sein, das Mittel?“ fragte sie.

„Der gute Willen gehört dazu,“ belehrte er. „Pass' auf, Wenn die Gardel wieder einmal den Ofen heizt und Brot bakt, so pass' auf! Wenn sie die gebakenen Brotlaibe aus dem Ofen zieht, so geh her, wirf Dein Gewand weg und krauch' eifend's hinein. Die Bachhiz' wird Dir die Dummheit schon ausziehen.“

Der Alte dachte nicht weiter an den Spaß. Und einmal nach dem Brotbacken hörte die alte Gardel im Ofen ein erbärmliches Winseln und Jammern und wälzte sich drinnen die zwerdige Dirn. Wohl kam sie glücklich wieder aus dem Fegfeuer und insoweit war sie auch wirklich gescheiter geworden, in den heißen Ofen kroch sie nicht mehr. — Aber auch der alte Naß war um so viel gescheiter geworden, daß er keinen Halbnarren mehr foppte, sondern nur kluge Leute.

Ähnlicher Art waren also die Hausgenossen des Jakob Steinreuter und ähnlich war die übrige Bevölkerung von Altenmoos. Freilich standen auch Schlaue und Verdächtige darunter, aber der Jakob war vertrauensselig und fast dankbar dafür, daß sie dem Boden treu geblieben.

In der Zwieselkutsche hatte sich ein Gefindel zusammengethan von Strocheln und Fingernern, die freilich nichts weniger als heimgeessen sein konnten. Sie gaben sich angeblich mit Korbflechten und Kesselflicken ab, es waren jedoch der Körbe im Ueberfluß zu Altenmoos und lange nicht in allen Kesseln wurde gekocht. Der Jakob stand mit solchen Leuten nicht auf gutem Fuß und mußte zur Nachtzeit oft der Ferdinand auf der Wacht sein, daß aus der Scheune nicht das Korn, aus dem Stall nicht die Schafe, von den Feldwägen nicht die Eisenbeschläge davongingen. Der Bauer zahlte zwar auch Steuern auf die gute Meinung, vom Staate gesetzlichen Schutz seines Eigenthums zu haben, aber der Herr Staat zuckt die Achseln: 's ist ein Waldbauer. Läßt sich nichts machen. — Dem Waldbauer ist es halt einmal so aufgesetzt! würde der Wegerer sagen.

Eines Tages kam ein Schreiben vom Friedel. Es war etwa sieben Wochen nach seiner Einrückung. Der Jakob wunderte sich über die Maßen, daß der Brief so munter war.

„Liebe Eltern!“ hatte er geschrieben, das letzte Wort aber gestrichen und „Vater“ dafür gesetzt. — Was hat denn Der so wichtiges zu denken, daß er der Mutter Absterben vergessen kann! Ist er denn nicht selber dabei gewesen? So dachte der Jakob. Daß aber dem Burschen damals sein eigenes Abscheiden von der Heimath das Herz taumelig gemacht hatte, daß im Kopf eines braven Knaben Heimath und Mutter beisammenwohnen, als ob eines ohne das andere nicht sein könnte, daran konnte der Jakob nicht denken.

Der Friedel hatte in den Buchstaben noch den kindlichen eckigen, aber deutlichen Zug von der Schule her, und er schrieb:

„Lieber Vater!

Ich wünsche, daß Euch meine paar Zeilen in bester Gesundheit antreffen möchten. Ich bin Gott sei Dank gesund und fehlt mir auch sonst nichts, wie sie sagen, daß man so Hunger leiden muß beim Militair, ich kann mich nicht beklagen. Das Exercierenlernen ist wohl nicht leicht, kriegen Viele Straf, ich bin derweil noch glücklich drauskommen. Sonst ist es wohl ganz anders als ich mir's vorgestellt hab. Als Neugierigkeit kann ich Euch schreiben, daß unser Feldwebel, heißt Johann Miesbacher, die Sandeben kennt und auch einmal durch das Altenmoos gereist ist. Das ist mein bester Kamerad. Auf's Heimathl' denk ich wohl oft und kommt's mir für, wenn nur dort etwas auf mich warten thät. Die Berg werden schon stehen bleiben, wenn ich nur das Leben glücklich heimbring. Auf meine Gesundheit schau ich wohl gut und die Zeit wird doch vergehen. Weil ich nur nicht bei der Kavallerie bin, die müssen länger dienen, heißt's.

Wenn wir Krieg kriegen, das macht mir nichts, wird doppelt Dienstzeit gerechnet und vor den Kugeln fürcht ich mich nicht, für mich ist keine Goffen. Geld hab ich noch nicht von nöthen, daheim ist alles gut aufgehoben. Bleibet recht gesund und ich lasse alle Bekannten grüßen, auch in Sandeben und sie sollen nicht ganz auf mich vergessen. Ich beschließe mein Schreiben im Schutze Gottes und verbleibe Euer dankschuldiger Sohn bis ins kühle Grab.

Friedrich Steinreuter,

beim 27. Infanterie-Regiment König der Belgier u. s. w.“

„Munter“ nannte das der Jakob! Als er jedoch den Brief das wiederholtmal las, da entging ihm nicht mehr der schwer-müthige Hauch des Heimwehs, der in dem Briefe war. Nur der betrübte und verschämte Hinweis auf etwas, das seiner warten möchte, auf die Bekannten in Sandeben, ging unverstanden an dem Vaterherzen vorüber. Das hätte eine Mutter besser erlauscht. Der Jakob dachte an sonst nichts mehr als an seinen Hof und an Altenmoos und hatte vergessen, daß für einen zwanzigjährigen Knaben auch noch etwas Anderes auf dieser Welt sein kann.

Sein Antwortschreiben an den Sohn enthielt folgende Stelle:

„Und da ist mir was eingefallen, Friedel, wie Du geschrieben hast: Wenn nur daheim etwas auf Dich thät warten. Neben der Kapelle habe ich gestern einen jungen Weichselbaum gesetzt, der ist Dir vermeint. Es wartet alles auf Dich im ganzen Hof, aber der Weichselbaum ist ganz Dein, der wächst Dir zu und ist noch jung und frisch bis Du heimkommst. Wenn ein junger Mensch um ein paar Jahre älter wird, das macht nichts, da wächst er erst ins rechte Leben hinein. Bei einem alten ist's freilich anders, aber ich verhoff's auch noch zu erleben mit Gottes Hilf, daß Du ins Heimathshaus, in Dein Haus zurück-lehrst . . .“

So haben sie sich gegenseitig getröstet. Und den jungen Weichselbaum betraute der Jakob, als wäre er ein Mensch. So oft ihm ums Herz war: wenn ich nur jetzt dem Friedel etwas Gutes thun könnte, ging er zum Weichselbaum, lockerte an dem Stämmchen die Erde, that von den Zweigen die Käfer, von den Blättern die Würmchen. Und allemal, wenn er in der Kapelle sein Abendgebet verrichtet hatte, ging er auch noch zum Weichselbaum, streichelte ihn und sagte: „Gute Nacht, Friedel! Wie wird es Dir jetzt gehen draußen in der weiten Welt! — Gute Nacht, Friedel!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Noch nicht 140 Jahre sind verflossen, da wurde einer der merkwürdigsten deutschen Frauen das ehrlche Begräbniß verwehrt. Der Sarg, der die Ueberreste einer muthigen Kämpferin barg, wurde über die Mauer weg auf der Kirchhof geschleudert. Der Name des Eiserers, der das Kirchhofsthor verschließen ließ, ist der Nachwelt erhalten geblieben. Es ist der sächsische Pastor Michael Heinrich Spießbürgerliche Unduldsamkeit gedieh schon von jeher in sächsischen Landen. Die unehrlche Frau, die der eisernde Pastor, eine Stütze der damaligen Gesellschaft, mit dem Bannfluche belegte, sodas sie wie ein todter Hund begraben wurde, ist die Karoline Neuberin, die genau vor zwei Jahrhunderten geboren wurde. Was sie erlitten, was sie geduldet hat, das soll hier nicht im einzelnen aufgezählt werden. Sie war auf ihrem Gebiet eine tapfere Umstürzlerin. Sie hatte Geist, Energie und Leidenschaft an ihre Lebensaufgabe gewandt: die deutsche Schauspielkunst zu revolutioniren, den deutschen Schauspielerhand über seine Misere hinwegzuheben. Damals war das deutsche Theater in Unflath und Pöbelhaftigkeit versunken, und die madere Neuberin socht, wie ein richtiger Mannskerk wider die Trägheit, wider den Schmutz und wider den riesenhaften Limmel, den stumpfen deutschen Philistier. Mag sie in ihrem brennenden Eifer manchmal zu weit gegangen sein, es gelang noch kein Umsturz, wenn nicht zuvor übers Ziel geschossen wurde. Die Neuberin ließ den Hanswurst und mit ihm ein Stück volkethümlich komischer Kraft verbrennen. Der Hanswurst ist aus den Flammen neu erstanden, der Limmel aber, der spießbürgerliche, hat es der Neuberin heimgezahlt, daß sie ihn aus seinem Behagen aufscheuchen und ihn an feinere geistige Nahrung gewöhnen wollte. Glend und mittellos war sie in den letzten Jahren ihres Leben auf Almosen angewiesen; mid als sie in Laubegast bei Dresden in schweres Siechthum versiel, da fürchtete der Hauswirth, zu dem sie gestücht war, die unreine, die ehemalige Schauspielerin, könne in seinem Hause sterben; was man dem verendenden Hund gönnt, war ihr nicht vergönnt; und die Todtkranke mußte sich aufmachen und einen anderen Winkel suchten, wo sie die Augen für immer schließen durste. So geschah einer muthigen Frau, die auch das Verdienst hat, Gotthold Ephraim Lessing zum ersten Male auf deutschem Theater aufgeführt zu haben. Das erwähnte Stukurbild stammt aus dem Jahre 1760, dem Todesjahre der Neuberin.

Es ist gut, von Zeit zu Zeit an Grausamkeiten vergangener Perioden erinnert zu werden. Der ewig gleiche Haß der Kleingewachsenen gegen alles, was neue Bewegung, neues geistiges Ringen, neues Ideal verheißt, offenbart sich auch in der Geschichte der Neuberin. Wer irgendwo die sumpfigen Gewässer aufrührt, wer irgendwo an erstarrtes Leben die reformierende Hand anlegen will, gegen den kehrt man sich mit wüthender Erbitterung. Man weist mit den Fingern nach ihm und mit dem Haßruf: Umstürzler! Umstürzler! entläßt man seinen Grimm. Noch ist es nicht so lange her, daß selbst in Kreisen gutmüthiger Bürger ein Mann, der sich als Sozialdemokrat gab, mit geheimem Grauen beobachtet wurde; genau wie ein Unehrllicher der früheren Tage. Noch ist es nicht so lange her, daß mancher Feigling einem sozialdemokratischen Wortführer Herberge weigerte; nicht weil er selber in ihm einen Verderber sah, sondern weil er üble Nachrede und Schiltanen fürchtete, wenn ein „Unreiner“ in sein Haus gekommen sei. In Kleinstädten und bei abhängigen Leuten kann man selbst heutzutage noch mancherlei Stauenswerthes in dieser Beziehung erleben.

Die Nachwelt lacht über so Kleinliche Unduldsamkeiten aus früheren Epochen. Die Neuberin, wenn sie heute lebte, würde ihren Augen nicht recht trauen. Wo sind die dürftig belichteten Wanderbühnen hin, auf denen sie mit ihrer privilegirten „Bande“ noch auftreten mußte? Wo sind die Flicken und Lumpen hin, mit denen die Schauspieler damals, als die Neuberin ihren Kampf um Fehlung der deutschen Schaubühne begann, Könige und Ritter „agirten“? Heute baut man Schauburgen von blendender Pracht, selbst für das armseligste zotige Genre; heute ist der Mann, der pompöse Ausstattungen zu arrangiren versteht, ein höchst werthvoller Herr im Theater; und heute verlangt man von jeder Chorsängerin, daß sie in ihrer Toilette auch zu repräsentiren verstehe. Heute sände die Neuberin so manche Berufsgenossen im Gotha'schen Adelsalmanach verzeichnet; heute wird kaum noch draußen „auf den Dörfern“ der Ruf erschallen: „Thut die Wäsche fort von der Leine, die Komödianten kommen!“; heute ist nur noch bei besonders würdevollen Familien ein Rest des alten Mißtrauens wider die unehrlich fahrenden Schauspieler übrig geblieben und auch dieser Rest schwindet, wenn die Gage des betreffenden Schauspielers recht ansehnlich wird.

Freilich, eines würde die Neuberin heute weit von sich weisen, und ihr helles, feuriges Auge würde aufflammen vor Zorn. Das Eine ist die unsagbare Nüchternheit, die im allgemeinen die Schauspieler durchzieht, seit sie der kapitalistischen Bourgeoisie Heerfolge leisten muß. Rasch verglummt der Jugendenthusiasmus und die Jagd nach dem guten profitablen Brot beginnt. Früh werden heutzutage die Hoffnungen eingespart und manch einer, der ausgezogen war, sich eine Welt voll Ruhm zu erobern, ist nach ein paar flüchtigen Jahren froh, in einem stillen Winkel eines Hoftheaters Unterschlupf gefunden zu haben; mit der Aussicht auf Altersversorgung natürlich. Oder er hat darnach gelehrt, eines Dichters Worte gestalten zu dürfen und muß im Hoch eines Spekulanten, der die Schaubühne zum Lingeltangel macht, den Clown, den wirklichen Clown für eine blöde Menge spielen. Und was war der Handwurst von ehemals, der seine Späße aus dem Stegreif machte, gegen solchen Theaterclown von heute? Ein Mann von Geist, auf den doch etwas vom Volkshumor und seiner derben oder stachligen Kraft übergegangen war, trotz alledem; trotz seiner hohlen Maulschellen, trotz seiner fastigen Joten, trotz seiner Schelmenreiche, die mitunter an Rohheit grenzten.

Und erst die Frauenprostitution, das vielberufene Kapitel aus der modernen Theatergeschichte. In den Tagen der Zigeunerei ging es gewiß recht „ehrpüßelig“ beim Volk der Komödianten zu. Aber ein Gespräch, wie es der Schreiber dieser Zeilen einmal in einem Sommertheater in der Nähe von Berlin anhörete, war damals kaum möglich. Einige Damen von Berliner Theatern sprachen über eine Kollegin. Nichts Freundliches natürlich. Die eine ereiferte sich ganz besonders und in der Ekstase ihres Grolls sagte sie: Nu hat die X. schon das Glück und macht die Bekanntschaft vom alten reichen Israelson und nichts legt sie sich zurück die — Sau! Verzeihung für das Wort! Es ist zu charakteristisch. Frau X. gab nämlich gern aus, was sie einnahm. Das ist der Zug geschäftsmäßiger Nüchternheit, der in die intimsten Beziehungen hinübergreift.

Die Neuberin, die als junges Mädchen mit einem Studenten einfach durchgebrannt war, hat sicher nie den Anspruch darauf gemacht, die päpstliche Zugendrose zu empfangen. Die begehrlichen Augen in ihrem vollen, runden, lebensprägenden Gesicht, wie es auf Abbildungen erscheint, sind berechtigt genug. Und es giebt Biographen der Neuberin, die es dem armen Menschenkindlein heute noch nach so vielen Jahrzehnten gar übel vermerken, daß es so manchmal wider das Moralgebot sich vergangen habe. In ihrer Ergriffenheit haben diese pathetischen Stoßsinnaturen kaum eine Ahnung davon, wie komisch sie in all' ihrer Sittigkeit sind; mit jener prüfenden Richtermiene, die eines vollen Menschen Dasein in seine höchst respektablen und höchst unrespektablen Seiten zerlegt. Die Neuberin hat lachend gefredelt, wenn man es so nennen will, und weinend gebüßt. Aber was sie und ihresgleichen thaten, sie folgten dem unbefonnenen Impuls, dem Rausch der Leidenschaft. Sie waren aus der Gesellschaft gestochen. Was sollte sie das Sittengesetz dieser selben Gesellschaft belämmern? Und hätten sie gelebt, wie die heilige Genovefa lebte, welchen Dank hätten sie zu erwarten gehabt? Die Gesellschaft wäre ihnen nicht um einen Fuß breit näher gerückt, und

kein Michael Heinrich, kein zelotischer Pastor hätte mit den „Unehrllichen“ selbst nach ihrem Tode, um ein Gran mehr Erbarmen gehabt.

Die damalige Zigeunerei kannte die nüchtern vorsorglichen Instinkte nicht, die heute unter den Wechselbeziehungen zwischen dem Besitz und der Prostitution auf dem Theater erwacht sind. Man wanderte von Ort zu Ort, man lebte von einem Tag zum anderen, von der Hand in den Mund. Aber die ängstliche Sorge, aus dem Bißchen an Jugend und Schönheit möglichst viel Kapital zu schlagen und es für die mageren Jahre hinüberzuretten, blieb den Zigeunern fremd. Kameradschaft und Verliebtheit gingen mit einander. Wer dachte daran, die Angel just nach dem fettesten Fisch auszuwerfen? Auch das ist in gleichem Maß mit der bourgeoisen Entwicklung anders geworden. Das „Glück“ heißt unter Umständen der alte Israelson; wenn dieser Alte nur mit reichen Goldsücheln in der Tasche klumpen kann; gleichgiltig, woher diese Goldsüchle stammen, ob aus dem ergiebigen Handel mit Putzlein oder mit Kalbleder.

Alpha.

Kleines Heuiletton.

— **Wahlen in Nicaragua.** Man schreibt dem „Hamb. Korr.“: Erbaulich ist es, in welcher Weise in der mittelamerikanischen Republik Nicaragua die Wahlen zu den höchsten Staatsämtern ins Werk gesetzt werden. Wenige Wochen vor dem Zeitpunkt, der für die sogenannten Wahlen bestimmt ist, läßt die Regierung im Lande vertraulich bekannt machen, daß ihr natürlich kein Gedanke fernere liege als der, die freie Entschließung des Volkes irgendwie zu beeinträchtigen, daß sie es jedoch für ihre Pflicht halte, bestimmte Personen, die namhaft gemacht werden, als allein geeignet für die neu zu besetzenden Staatsämter in Vorschlag zu bringen. Sollte jedoch der Fall eintreten, daß das Volk mit den offiziellen Kandidaten nicht einverstanden ist, nun dann folgt ohne Gnade — eine kleinere oder größere Revolution, je nach Bedürfnis. Mit ewiger Gleichheit spielen sich die Ereignisse nun folgendermaßen ab. Die verschiedenen Parteiführer belegen alle Waffen, die in ihren Bereich fallen, mit Beschlag und alle Männer, die schon oder noch die Finte tragen können, werden für eine zeitlang Soldaten. Die Regierung aber setzt sofort nicht allein die ihr feindlich gesinnten männlichen Personen, deren sie habhaft werden kann, hinter Schloß und Riegel, sondern nimmt auch ohne weiteres von allen Eisenbahnen, Dampfschiffen, Wagen, Pferden, Maulthierern und allem möglichen Geschirz Besitz, schließt die Postämter, unterdrückt alle Zeitungen und läßt den Telegraphen nur noch für ihre eigenen Zwecke spielen. Inzwischen werden von sogenannten Comissionados, die beide Parteien über das ganze Land ausfinden, die weisesten Männer mit Gewalt oder Güte in die Reihe der „Truppen“ gestellt. Wer eine Kriegskontribution von etwa 1000 Dollars dazu aufwenden kann, erhält selbstverständlich das Offizierspatent, und wenn er sich weigert, in anderer Eigenschaft, als der eines Obersten Dienst zu thun, — dann muß man ihn eben auf der Stelle oder wenigstens nach kurzer Zeit zum Obersten machen. — Jedes Mal, wenn eine Revolution ausbricht, setzt die Regierung, die gerade am Ruder ist, ihre stärkste Hoffnung auf die regulären Truppen, aber oft macht die Gegenpartei in dieser Hinsicht ihr einen bösen Strich durch die Rechnung, indem sie sich durch einen lähnen Handstreich der Kajernen bemächtigt und die „Soldateska“ zwingt, unter ihren Fahnen zu kämpfen. Zum Glück für die Bewohner pflegt freilich eine solche Revolution nicht lange zu dauern; sobald ein wenig Blut auf beiden Seiten geflossen ist, zeigt man sich des Bruderkampfes müde und der Schwächere räumt dem Stärkeren das Feld. —

— **Ueber die Erzeugung künstlicher Diamanten auf elektrischem Wege** liegen neue Versuche von Henry Moissan vor, bei welchen er das mit Kohlenstoff beladene Gußeisen dadurch zu einer noch schnelleren Erhaltung brachte, daß ein Tropfen flüssigen Eisens, nachdem er sich im elektrischen Ofen mit Kohlenstoff gesättigt hatte, von einer gewissen Höhe, in ein Quecksilberbad fallen gelassen wurde. Unter dem Schrot finden sich Kugeln oder abgeplattete Ellipsoide von regelmäßiger Form, sowie unregelmäßige, beim Herabfallen zerschaumte Massen. Letztere schließen keine Hohlräume ein und enthalten Kohlenstoff nur in der Form von Graphit. Die regelmäßigen Kugeln dagegen enthalten Diamanten, theils durchsichtige in sehr kleinen Krystallen von zuweilen großer Regelmäßigkeit, theils schwarze. —

Literarisches.

— Das theuerste Buch der Welt dürfte, so schreibt man den „M. N.“, wohl die offizielle Geschichte des Bürgerkrieges, die die Regierung der Vereinigten Staaten herausgiebt, werden. Es kostet der Regierung bereits 9710 000 M., wovon, der „Westminster Gaz.“ zufolge, 4640 000 M. auf Druck und Binden kommen, während der Rest in Gehältern u. s. w. ausgegangen ist. Das Werk soll in drei Jahren fertig sein und seine Gesamtkosten sollen dann auf 12 Millionen M. kommen. Es wird aus 112 Bänden und einem Atlas mit 178 Karten bestehen. Bis jetzt sind 51 000 Bände verkauft worden. —

Theater.

— „Mutter Erde“, das neueste Schauspiel Max Halbe's, das nächstens im Deutschen Theater in Szene gehen wird, ist auch vom Wiener Burgtheater zur Aufführung angenommen worden. —

— Hauptmann's „Versunkene Glocke“. Die „Voss. Ztg.“ meldet aus Paris: Die Aufführung von Hauptmann's „Versunkene Glocke“ in Eugènoes „Œuvre“ war ein vollständiger Mißerfolg. Das Verdammungsurtheil der Kritik ist heute von beispielloser Einstimmigkeit und das härteste, das hier seit vielen Jahren über ein Stück gefällt wurde. —

Erziehung und Unterricht.

— Wir erhalten aus ärztlichen Kreisen zu unserer, der Wiener Elternzeitung „Schule und Haus“ entnommenen Notiz in Nr. 44, Ueber das Schnarchen der Kinder folgende Zuschrift: Ich möchte dringend vor dem dort empfohlenen Mittel — Anlegen eines Gummischwürchens um die Kinnlade — warnen. Das Schnarchen der Kinder ist fast stets ein Zeichen, daß die Nase für Luft nicht genügend durchgängig ist. Diese Verstopfung der Nase ist aber in der ganz überwiegenden Zahl der Fälle bei Kindern bedingt durch eine Vergrößerung der im Nasenrachenraume gelegenen, sogen. Nasenrachenmandel, eine Krankheit, welche man auch als „adenoide Vegetationen“ bezeichnet. Wollte man in solchen Fällen nach dem Rath von „Schule und Haus“ verfahren, so würde man nur erreichen — vorausgesetzt, daß die Gummischwürz wirkt, was glücklicherweise meistens nicht der Fall sein wird —, daß das Kind gar keine Luft bekommt. Der zweckmäßige und allein vernünftige Rath muß vielmehr lauten: Man gehe mit dem schnarchenden resp. mit offenem Munde schlafenden Kinde zum Arzt und lasse die „adenoide Vegetationen“ entfernen, was vom Munde aus durch eine ganz leichte und fast absolut gefahrlose Operation — Ausstrahlung — leicht bewirkt werden kann. Es ist dies nicht nur wegen des Schnarchens zu empfehlen, sondern, weil die Kinder erst dann genügend Sauerstoff zugeführt bekommen, ruhig schlafen und — gedeihen. —

Aus dem Thierleben.

— Periodischer Zahnwechsel bei den Schlangen. Nach Beobachtungen, die Professor Kathariner in Freiburg (Schweiz) neuerdings ausgeführt hat, tritt der Wechsel der Giftzähne bei unserer Kreuzotter sehr häufig ein: im Sommer wenigstens bleibt ein solcher Zahn nur ungefähr sechs Wochen in Thätigkeit; hierauf wird er abgestoßen und durch einen anderen ersetzt. Daß sich dies so verhält, schließt Kathariner aus folgenden Wahrnehmungen: Er brach Kreuzottern die Giftzähne aus und fand, daß danach höchstens sechs Wochen vergingen, bis neue, funktionsfähige Zähne vorhanden waren. Durch den gewaltsamen Eingriff des Ausbrechens, dem im Thierleben der Schlange ein Abbrechen des Zahnes beim Beißen auf einen harten Gegenstand entspricht, wurde die Schnelligkeit des Ersatzes durchaus nicht beeinträchtigt, vielmehr kam es einzig darauf an, wie lange der Zahn bereits thätig gewesen war und auf welcher Stufe der Entwicklung demgemäß sein Ersatzzahn im kritischen Zeitpunkt gestanden hatte. Wäre der alte Zahn ohnedies bald ausgestoßen worden, so trat Ersatz in kürzester Frist ein; hatte er aber seine Thätigkeit erst begonnen, so dauerte es bis sechs Wochen, ehe die Schlange wieder zum vergiftenden Biß befähigt war. —

Technisches.

— Eine bemerkenswerthe Erfindung veröffentlichen französische Fachblätter. Durch die Erfolge, welche man in den Spitalern von Paris durch die Anwendung von sehr schwachen, aber lange anhaltenden elektrischen Strömen erzielt hat, hat der französische Physiker E. Majeau in Epinal diese Idee verwertet und sich patentiren lassen. Er verfertigt ein eigenartig präparirtes Hutleder, in welchem er zwei Metall-Elemente, ein positives und ein negatives anbringt. Beide sind so konstruirt, daß sie unter der feuchten Wärme am Stirn und Schläfen einen ganz unmerklichen elektrischen Strom erzeugen, welcher sich auf die Organe des Kopfes überträgt. Durch die fortgesetzte Benutzung eines derartigen Leders „kräftigt und spannt sich“, wie ein französisches Fachblatt berichtet, „die gesammte Muskulatur des Kopfes, der Gesichtsausdruck verliert den Ausdruck verdorfer Ermüdung, und namentlich schwinden auch allmählig die neuralgischen Gesichtsschmerzen. An stelle des präparirten Majeau-Leders“ werden zum Zwecke ähnlicher heilsamer Wirkung ärztlicherseits sogenannte Leporin-streifen aus verwebten Wild- und Hasenhaaren jetzt vielfach empfohlen, welche neben dem Vorzug der Billigkeit keine Aenderung der Gewohnheiten bedingen, wie überhaupt die elektrischen Eigenschaften gewisser Thierhaare — z. B. vom Fuchs, Wildkatze u. — bekannte Thatsachen sind. Während aber die Metallplatten Schweissdunstung verhindern und dadurch gesundheitswidrig wirken, ist bei den porösen Leporinstreifen das Gegentheil der Fall. Die Ausdünstung hat freien Abzug, und der Kopf bleibt stets trocken. —

Humoristisches.

— Auch eine Kanzelrede. Von einem Pastor Wichmann tau Papel bi Crivitz in Medelnborg erzählt Felix Stillfried in der Zeitschrift „Niederachsen“ folgende Kanzelrede: „Ja, dor sitt Ji Kopp bi Kopp, un wüll id hüt min Kappi von de Kanzel smiten, dat sel nich up de Fed'. Un süß des Sündags? Denn künn id mit den Köfter hier Kublsäg spelen un Griep, wenn uns dat Spaß wöl, so ledbig ist denn in de Kirch! Lüd', Lüd', denkt Ji denn gar nich an den jüngsten Dag? Wenn denn umf Herrgott up sinen Thron sitt un all' de Minschen um em

stahn, un bei de Schap tau sine Diechten stellt un de Büd tau sine Linken, denn röppt hei of nah mi: „Johann Peter Wichmann, wo heft Du Dine Schap?“ Denn äwer düter id mi un verstedt mi in den Hümpel, dat hei mi nich gewahr ward. Hei äwer röppt taum annern Mal: „Johann Peter Wichmann, wo heft Du Dine Schap?“ Un id düter mi noch düfter un segg kein Wurd. Aewer denn röppt de Herrgott taum drüdden Mal: „Johann Peter Wichmann, wo heft Du Dine Schap?“ Un denn seih id jo, dat helpt mi nich, un id richt mi äwer Em: „Ach, leiw Herrgott! segg id, 't sünd keine Schap nich, 't sünd allens räudige Büd!“ — „Lüd', Lüd', denkt an den jüngsten Dag, dat id nich luter Büd tau wisen brut!“ —

— Das tapfere Bäuerelein. In dem zur Zeit in Bückeburg weilenden „Löwentheater“ ereignete sich unlängst, der „Schaub.-Gipp. Lds.-Ztg.“ zufolge, bei einer von Landeuten stark besuchten Vorstellung folgender Vorfall. Nachdem die letzte Nummer des Programms ausgeführt ist, tritt die „heldenmüthige Löwenbändigerin“ vor das Publikum und ruft: „1000 Mark demjenigen, der es wagt, in den Löwenkäfig zu gehen.“ Nachdem diese verheißungsvolle Aufforderung zum zweiten Mal verflungen, erhebt sich aus einer der hinteren Reihen ein Bauer und meldet: „Ja dau et.“ Allgemeines Erstaunen! — Die Löwenbändigerin, welcher der Gedanke, die vor so vielen Zeugen verkündeten 1000 Mark möglicherweise zahlen zu müssen, durchaus nicht angenehm ist, bedeutet dem Mann, daß das Unternehmen aber höchst gefährlich sei. „Ja dau et“, entgegnete ruhig der Bauer. „Aber bedenken Sie doch, die Löwen sind sehr wild, Sie begeben sich in eine gräßliche Gefahr.“ „Ja dau et“, ist die beharrliche Antwort. „Sind Sie verheiratet?“ „Ja, id dau et aber.“ „Haben Sie Kinder?“ „Ja, id dau et aber doch.“ „Na, wenn Sie denn nicht hören wollen, so kommen Sie, ich will Sie in den Käfig führen!“ — „Ja, id dau et, laten Se man erst die Löwen rut!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Der in Königsberg i. Pr. auf der altstädtlichen Holzweise stationirte Fährmann hat unlängst an einem und demselben Tage zwei Menschen das Leben gerettet. — In Konstantz hat ein Soldat ein schulpflichtiges Mädchen überfallen und vergewaltigt. Der Thäter wurde ermittelt und festgesetzt. — In Trier ist das Maschinenhaus der Gasfabrik in Folge einer Schlagentzündung in die Luft geslogen. Verleht wurde niemand. — Pech. Ein Bauer kaufte in Schrobenhausen (Bayern) ein Dechlein und stellte es auf dem Heimwege in Halsbach beim Wirth ein. Während sich nun das Bäuerelein seinen Durst löschte, brannte das Dechlein durch und lief den Bahnrörper entlang in der Richtung nach Schrobenhausen. Zwischen Schrobenhausen und Edelshausen kam ein Zug und überfuhr den Ausreißer. Nun soll der Bauer auch noch der Bestrafung wegen Gefährdung eines Eisenbahnzuges entgegensehen. — Eine Kazennatur muß der Wirthssohn von Friedrichslofen (Bayern) haben. Er erhielt bei einer Ranferei mehrere Stiche in den Unterleib, sechs mal war der Darm durchlöchert. — Das „Züricher Tageblatt“ brachte folgende Annonce: „Ertheile gründliche, alleinseligmachende Glaubenslehre, die 1900 nothwendig. Offerten unter u. f. w.“ — Wien. Auf der Station Braß (Vorarlberg) ist ein Gütereizug gegen einen Personenzug gefahren. Eine Frau wurde getödtet; zwölf italienische Arbeiter wurden verlehrt, vier Wagen des Personenzuges sind zertrümmert. — Von 1882 bis 1894 sind in Frankreich für die Erlegung von 7853 Wölfen 578 220 Frk. an Abschussprämien gezahlt worden. — Für eine von Antonius Stradivarius gebaute Geige zahlte man in Paris auf einer Auktion 11 800 Fr. — Sechs Menschen sind in Petersburg, in der Vorstadt Galeerenhafen, durch einen Brand umgekommen. — Der am Dienstag und Mittwoch über England dahingegangener zyklonartige Sturm hat ungeheuren Schaden angerichtet. Eine ganze Anzahl von Menschen wurden getödtet. In London wurden 50 Verwundete nach den Spitälern geschafft. In Irland wurde ein Eisenbahnzug von den Schienen geworfen. Auf dem Friedhof von Liverton rissen die fallenden Bäume die Gräber auf, und der strömende Regen legte die Särge bloß. — Die höchsten Rechtsanwaltsgebühren, die wohl je bezahlt worden sind, dürfte ein englischer Advokat in Kalkutta, Mr. Patterson, für die Vertbeidigung eines indischen Lieferanten eingekauft haben, nämlich 24 000 Pfund Sterling (480 000 M.). Die nächsthöchsten Gebühren hat ein Rechtsanwalt in Pittsburg in Höhe von 120 000 Dollars erhalten. Die niedrigsten Gebühren sind dagegen dem englischen Justizminister Sir John Holker zu theil geworden, welcher dafür, daß er einen Landmann in der Bibliothek des Unterhauses umherführte, von diesem einen — six pence (50 Pfennig) bekam. Am schlimmsten ist aber der schottische Dichter Sir Walter Scott weggekommen, der einst einen Wilddieb zu verttheidigen hatte, und dafür von seinem Klienten einen — Hasen verprochen erhielt. —